In deutschem Kriegsgebiet.

Von S. Haas.

(Schluß.)

Mit Zwischensprüngen in die Feuer-Linie.

Mit fröhlichen Zwischenfällen vollzog sich der Uebergang zur Sommerzeit. Die Ordonnanzen trommelten bereits tags zuvor ihre Offiziere eine Stunde früher aus den Federn, in der ehrlichen Ueberzeugung, daß sicher eben sicher sei. Aber das war auch der einzige Nachteil, den ich von der Sommerzeit zu spüren bekam. „Man hat viel mehr vom Leben," rühmt man ihr nach, und zwar im Felde wie zu Hause. Die Sonne glitzert schon im Spiegel, wenn man sich davor den Scheitel zieht; sie begleitet noch zu einem späten Erholungsbummel im Freien und, was wichtiger ist, zur Kleinarbeit im Garten und Feld, wenn es Feierabend geschlagen hat. Eltern, Lehrer und Aerzte erklärten mir rund heraus, daß bei der Sommerzeit von einer Schlafverkürzung bei den Kindern wie von hygienischen Nachteilen überhaupt keine Rede sei. Dabei besitzt das deutsche Haus zumeist nicht Fensterläden, wie wir sie in der Schweiz gewohnt sind. Der Bauer betrachtet allerdings nach wie vor die Hahnenkraft als Wecker. Ein einsames Dörfchen in Schleswig-Holstein soll sich sogar geweigert haben, die Turmuhr auf die neue Zeit einzustellen. Der Schaden für die Allgemeinheit ist nicht besonders riesig! Eine Stunde mehr Sonne — wer kann sich darüber grämen? —

In Sommerzeit-Morgenfrühe hängen wir die am Abend zuvor angepaßten Gasmasken um. Der nötige Griff sitzt bereits, so daß wir das Ungetüm in wenigen Sekunden vor dem Gesicht hätten. Dann jagt unser Auto mit 65 Stundenkilometern der Front zu. Sehr zuflatten kommt ihm bei seiner Hast die wundervoll geglättete breite Straße, an deren Rändern stets noch etwas ausgebessert wird. Marsala-Tour fliegt vorüber. Ein emsiges Leben krabbelt schon im Städtchen, trotzdem der Franzose der besetzten Gebiete, gleich wie der Belgier, noch genau nach alter französischer Zeit rechnet und bei jedem Stundenschlag, der auf deutsche Zeit eingestellten Uhr seine eigene Berechnung laut oder leise dazufügt. Das Schlachtdenkmal von 1870 wird von unseren begleitenden Offizieren stumm gegrüßt. Das kleine Standbild der Jeanne d'Arc lockt etwas Heiterkeit hervor, weil ein deutscher Soldat der kriegerischen Jungfrau ein Fähnchen mit der Aufforderung, wacker auf die Kriegsanleihe zu zeichnen, in die Hand gedrückt hat.

Die Zivilbevölkerung wird mit jeder neuen Ortschaft spärlicher, dafür füllt militärisches Leben die Gassen aus. An den Brunnen werden Pferde getränkt und gestriegelt. Die Offiziere haben vollauf zu tun, die Grüße von rechts und links zu erwidern. Ueberall recken sich die Soldaten auf, fliegt das Kinn energisch in die Höhe. In Ermangelung eines Besseren wird der Stallbesen bei Fuß genommen. Die Häuserreihen zeigen schon deutliche Kriegsspuren. Da ist ein Haus glatt aus seiner Reihe herausgeschossen. Die Trümmer sind so sorgfältig beseitigt, daß sich die leere Stelle ausnimmt, wie eine Lücke in einem sonst vollständigen Gebiß. Bei näherem Zusehen entdeckt man freilich in jeder Hausmauer Splitter und Gewehrkugeleinschläge, daneben sonderbar zerfetzte Bäume und ruinenhafte Türme.

Später sausen wir unter wunderlichen, bald höher, bald tiefer gespannten Triumphbogen hindurch und werden von einem goldigdurchschimmerten Gitter, das die Straße flankiert, auf weiten Wegstrecken begleitet. Es sind kreuz und quer übereinander geschachtelte Fliegerdeckungen, die mit unsäglicher Mühe aus Schilf zusammengesetzt wurden. Aus der Vogelschau gesehen, sollen sie das Straßennetz kaum von der übrigen Landschaft unterscheiden lassen. Diese Landschaft, das von sanften Hügelwellen durchsetzte, weite Glacis der Feste Verdun, hat einen lieblich schwermütigen Charakter. In sumpfigeren Strecken würde ein Maler auf geradezu packende Motive stoßen. Die deutschen Kriegsmaler, solange sie nicht nach aktuellen Vorwürfen fahnden, wissen sie zu schätzen. Vielleicht auch finden sie binnen kurzem in der Woevre-Landschaft — so nennt sich die Gegend — wieder aufreizendere Bilder.

Die blaue Kontur am westlichen Horizont faltet sich beim Näherrücken in vereinzelte Bergzüge auseinander, aus deren Mitte sich die Combreshöhe, als einer der berühmtesten und berüchtigsten Kämme der gegen Verdun abriegelnden Cotes Lorraines, scharf heraushebt. In ihrer Nähe wandeln sich die Dörfer in Ruinen, die sich, von der Höhe gesehen, wie Mondkrater ausnehmen. In Unterbrechungen fällt hier, den Bergrücken überfliegend, französischer Granatenhagel ein, der auch die Felder in eine wüste Mondlandschaft verzaubert hat. Bisweilen ist der Boden buchstäblich umgestülpt, das Innerste zuoberst gekehrt. Es hieße aus den Steinen Brot machen, wollte man dieses Land noch einmal seiner ursprünglichen Bestimmung zuführen. An geschützten Stellen klettern flügellose Rebstauden armselig den Hang hinan. Sonst nichts von Grünkultur, als was sich der Soldat etwa an Suppengemüse oder Blumen gezogen hat. Die zahlreichen Soldatenbehausungen wurden überall dahin verlegt, wo man sie am wenigsten sucht, an oder in die Hügel. Nur wer in unmittelbarer Nähe daran vorbeikommt, bemerkt menschliches Leben. Aus Fliegerhöhe werden die erdbraunen Häuschen und Unterstände kaum zu ahnen sein.

Vollständig intakt ist das Straßennetz, an dem wir uns mit dem Auto rasch auf den Combesrücken heraufwinden. Wer es weiß, daß das knapp meterhohe Knüppelfeld auf der Höhe und vollends die Steinwüste des Sattels ehedem einer der schönsten Waldbestände war, dem will sich das Herz im Leibe umdrehen. Einzig der lichtblaue Flor von Leberblumen zu Füßen der Baumstümpfe mildert die grauenvolle Oede.

Diese Oede entstand nicht von ungefähr. Ehedem von den Deutschen hart erkämpft (einige unserer Begleitoffiziere sind noch dabei gewesen), brandete im Februar 1915 einer der Hauptstöße der gewaltigen französischen Offensive zwischen Maas und Mosel gegen die Combreshöhe an. Mit einer Riesenzange wollte damals General Dubail den vor der Combreshöhe bis zum Priesterwalde vorspringenden deutschen Frontbogen abdrücken. Wäre die überragende Combreshöhe in französischen Besitz übergegangen, so hätte der Franzose die weite Woevre-Ebene beherrscht und die Deutschen gezwungen, ihre Front an jener Stelle bis auf Metz zurückzunehmen. Aus einer deutschen Bedrohung von Verdun wäre eine französische Einschließung von Metz geworden; die deutschen Truppen in der Ebene hätten sich einkesseln und aufreiben lassen müssen. Erst die Besitznahme einer seitlich der Combreshöhe sich hinziehenden Höhe der Tranchée de Calonne, durch die Deutschen beendigte damals die zwei Monate dauernden Schlachten um die Riegelstellung. Die Tage der Combreskämpfe werden zu den allerblutigsten gezählt. Heute noch berichten die großen Kriegerfriedhöfe am ganzen Höhensaum davon.

Aus diesen Feststellungen geht die gewaltige Bedeutung der Combreshöhe zur Genüge hervor. Sie ist ein ebenso heiß umstrittenes Bollwerk wie der Hartmannsweilerkopf, die Loretiohöhe und die Butte de Tahure, nur viel wichtiger, weil sie den Stoß in das Herz der deutschen Front, die Zentrale Metz, abhält. Heute ist das vom französischen Trommelfeuer zerstampfte Gebiet von gewaltigen deutschen Befestigungsanlagen zerschnitten und unterwühlt.

Einer dieser Anlagen gilt unser Besuch, der uns überzeugt, daß das Erstarren der Front kein Erstarren der Wachsamkeit und der Vorsichtsmaßregeln aller Art mit sich brachte. Die täglichen kleinen Schiebungen, Sprengungen und die Patrouillenvorstöße zur Feststellung der gegnerischen Einheiten stehen zwar in keinem Tagesbericht; aber sie entfesseln doch eine Feuertätigkeit, die den Neutralen recht erklecklich vorkommt. Irgendwo in der Tiefe rattern auch heute die Maschinengewehre in gehässigem Eifer, das dumpfe Abfeuern der Geschütze und das hellere Einschlagen der Geschosse scheinen nicht auszusetzen.

Ein deutscher Flieger späht hoch im Blauen nach den französischen Batteriestellungen. Erst ist er völlig unbehelligt, bis mit einem Mal ein wütendes Abwehrfeuer einsetzt und der Apparat mitten in gaukelnden und langsam auseinanderfallenden Schrapnellwölkchen seine Kreise ziehen muß. Wo er geweilt hat, erscheinen wenige Sekunden später die gefährlichen Schneebälle, die er aber gleichgültig wie Schneebälle behandelt. Plötzlich eine Schwenkung. Der Flieger — wir lernen ihn ein paar Stunden später persönlich kennen — hat genug gesehen und rast davon, um seine Meldung zu überbringen. Eine beängstigende Stille tritt ein. Inzwischen nähern wir uns den vordersten Grabenanlagen, auf der Höhe einer Lichtung einen Laufgraben begleitend, derweilen die Autos hinten auf der Straße einen versteckten Platz suchen.

Da fällt in die Stille ein ferner Kanonenschuß. Ein heißer pfeifender Laut, halb Miauen, halb Schnarchen, kommt über die Höhe, und — „Krach" sagt es einige hundert Meter hinter uns. Eine Granate Ihr folgen rasch einige siebzig und achtzig Stück. Immer näher schlagen sie ein, bald zur Rechten, bald zur Linken, bald hinten, bald vorn. Schon hört man das Splittern in den abgehackten Stämmen, zuletzt fünfzig Meter von uns entfernt. Man hat das Gefühl, als ob die von drüben etwas suchen und zufällig unsere kleine Truppe enger und enger einkreisen. Wie es zu toll wird, verschwinden wir im Laufgraben und machen uns, an die vordere Grabenwand gedrückt, klein und häßlich.

Beim ersten Geschrei, das derart über uns hinwegfährt, reckt jeder den Kopf. Später wird man bescheidener. „Sie sind recht wenig gastlich und zuverlässig da drüben," meint einer der Offiziere zu mir. Ich finde das Gegenteil. Denn so habe ich doch wenigstens gleich meine Feuertaufe empfangen.

Im raschen Vorrücken durch den Graben langen wir bei einer Beobachtungsleiter an. Kaum sind wir oben und haben einen Blick auf die am Westfuße der Höhe anklebenden französischen Gräben getan, jagt uns der neu und heftiger einsetzende Feuerüberfall wieder hinunter und zwar diesmal in einen wahren Kellermeisterstand. Es ist fast beschämend. Derweil stehen die Mannschaften draußen Posten und zwinkern nicht einmal mit einem Augenlid. Eine Viertelstunde später kletern wir wieder an die Luft, und nun geht es zurück, weil eine Provokation der Franzosen nicht in unser Programm aufgenommen worden ist. Rasend einfallendes Gewehrgeknatter liegt uns im Ohr, als wir auf der Ostseite aus dem Graben steigen. Wie wir später vernehmen, haben die Deutschen im Anschluß an das Artilleriegefecht eine Patrouillen-Unternehmung ausgeführt. Daher das Gewehrfeuer. Ein paar französische Gefangene hört der uns begleitende Nachrichtenoffizier des Armee-Oberkommandos am Abend noch ab.

Wir sind wirklich Glückspilze! Eine deutsche Batterie hatte wenige Stunden vor unserem Besuch einen kräftigen Morgengruß nach den von den Franzosen besetzten Waldhöhen geschickt, worauf diese gerade mit einem Feuerüberfall antworteten, als wir eintrafen. Vergeblich suchten die französischen Granaten nach dem vorzüglich eingedeckten Gegner, den wir beim Brauen einer Erbssuppe fanden. Die Geschütze „hieb- und stichfest" eingemauert, die Mannschaften tief unter der Erde, darüber Rasen- und Tannendickicht — bis auf zwei Schritte Distanz konnte niemand die mit allem Raffinement ausgebaute mächtige Artilleriestellung auch nur ahnen.

Dagegen gestattet uns später ein zweiter Ausflug die gründliche Beobachtung der französischen Stellungen, die sich Verdun vorlagern und in denen uns namentlich ein haarscharf in den Himmel stoßender französischer Beobachtungsturm auffällt. Sonst herrscht nun sonntägliche Ruhe. Die französischen Fesselballons stehen wie goldige Butterblumen über dem Waldgrün. Unsere Gasmasken sind gar nicht nötig geworden. Vorsichtigerweise aber hält sich immer jemand in der Nähe des Gangs auf, der im Ernstfalle Gasalarm verkünden müßte.

Die Autos finden wir nur mit Mühe einige Kilometer weiter hinten. Sie sind mit knapper Not vor den französischen Granaten ausgerissen. Die Fahrer müssen erst aus Unterständen hervorgepfiffen werden.

Auf der Rückfahrt, die sich ebenso ereignisreich gestaltet, wie die Herfahrt, lernen wir auch, wie man ein so intensiv ausgebautes Festungsmassiv verproviantiert. Große Sägereien summen in der Umgegend, unsern werden Steinblöcke und Platten aus den Hügelkörpern herausgeschnitten. In ununterbrochenem Verkehr schleppen die emsigen Wagen der von den Deutschen gebauten Drahtseilbahnen das Material in die Höhe.

Flieger, Kavallerie und Kriegsmaler.

Wenn von Elitetruppen gesprochen wird, kommen mir immer die deutschen Flieger in den Sinn, die schlanken, jugendlichen Leute, denen der Wagemut aus den Augen blitzt. Keine deutsche Waffe (die Marine ausgenommen) hat von allem Anfang an einer so bedeutenden Uebermacht gegenübergestanden. Keine bedurfte erst noch derart der technischen Vervollkommnung. Keine hat aber auch verhältnismäßig größere Erfolge davongetragen. Man kann es sich an der Front immer wieder bestätigen lassen, daß bis vor kurzem das deutsche Flugzeug an Schnelligkeit den gegnerischen nicht ebenbürtig war. Erst in der letzten Zeit wurde mit dem Albatros-Kampfdoppeldecker ein Typ geschaffen, der es mit jedem anderen aufnimmt, ja, eine qualitative Ueberlegenheit besitzt. Bis dahin hatte außerordentliche Tüchtigkeit der Bemannung den Ausgleich zu schaffen.

Zu Anfang des Krieges bestand die deutsche Fliegerattion übrigens auch viel mehr in der Abwehr als im Angriff und in der großzügigen Luftaufklärung. Was dagegen bei dem letzten Ansturm der Engländer und Franzosen von deutschen Fliegern ausgerichtet wurde, wie sie in glänzender Weise für Aufklärung sorgten und sogar den zum Gegenstoß ausholenden Infanteriemassen vorausflogen und mit Maschinengewehrfeuer den Gegner beschossen und verwirrten, hat mich, nachdem ich die Waffe in ihrer neuesten technischen Ausrüstung bei der Arbeit gesehen, nicht weiter verwundert. So viel ist heute jedenfalls sicher, daß das deutsche Fliegerkorps, indem es zum vorzüglichen Menschenmaterial ein kongeniales Flugzeug erhalten hat, auf der Höhe seiner Aufgabe steht.

Der Kampf in den Lüften wird gerne als eine Ungeheuerlichkeit bezeichnet. Tatsächlich zerrt kein Schauspiel an den Nerven wie dieses. Trotzdem besitzt gerade der Fliegerkampf das ritterliche Moment, das der moderne Krieg sonst völlig unterdrückt hat. Da ist kein Verstecken möglich; man kämpft mit offenen Visieren. Leute wie Immelmann, Boelke, Richthofen, werden von den Deutschen als Helden gefeiert. Kühler Kopf, Wagemut und positives Können sicherten ihnen die Erfolge. Was sie ihrem Volke und Heere bedeuten, geht nicht nur aus der allgemeinen Landestrauer hervor, die sich bei dem Tode Immelmanns und Boeltes kundtat, sondern auch aus dem absoluten Zutrauen zu der Fliegerarbeit und aus dem außerordentlichen Andrang zu den Fliegerschulen. Nicht nur in diesen Schulen, sondern auch in den Kampfstaffeln, wo nur völlig ausgebildete Leute zur Verwendung kommen, spielt der besonders Befähigte die Rolle eines Lehrers, dem sich die anderen freiwillig unterordnen. In glänzenden Taten wetteifern die Schüler mit den Meistern. Denn der Erfolg ist hier nicht nur ein Resultat des Mutes, sondern auch einer gewissen Taktik, und die Taktik des Leiters vererbt sich auf die ihm unterstehenden Offiziere. Auf diese Weise hat die Jagdstaffel Richthofens Rekorde um Rekorde erzielt. Aehnliche Leute stehen an der Spitze anderer Staffeln. Es ist erstaunlich, wie viel Ernst und Verantwortlichkeitsgefühl sie trotz ihres jugendlichen Alters und Tatendurstes entwickeln. Stolze, ritterliche Jugend! Und wie ist sie wieder so selbstkritisch und bescheiden. Man höre nur einmal der Unterhaltung von Fliegeroffizieren zu: „Das haben wir gut gemacht, aber das und das hat nicht geklappt, es muß noch viel besser werden." Ein alter Geschäftsfreund des Seifenfabrikanten Schäfer in Crefeld erzählte mir, wie bescheiden dessen Sohn, der eben gefallene Fliegerleutnant Schäfer, bei jedem Urlaub seiner Mutter Pakete und Marktnetze nach Hause getragen habe.

Die Oberste Heeresleitung beweist ihre besondere Fürsorge für bewährte Fliegeroffiziere nicht nur dadurch, daß sie die Leute auf den rechten Platz zu stellen und anzufeuern sucht, sondern, daß sie diese auch wieder nach Möglichkeit schont, ja, sie bisweilen, wenn es nottut, ganz gegen den Willen der Leute zu organisatorischen Zwecken und als verantwortliche Leiter von plötzlich gebildeten Staffeln zurückhält. Genau so, wie man den Feldherrn nicht ins hageldichte Feuer schickt. In die edle Fliegerei ist viel zu sehr Planmäßigkeit gekommen, als daß man dem Taten- und Abenteuerdurst uneingeschränkt den Lauf lassen würde.

Zu der Schonung gehört übrigens auch die besondere Sorgfalt und Aufmerksamkeit, die die Oberste Heeresleitung dem Gesundheitszustand der Flieger zuwendet, und zwar sowohl in physischer als psychischer Hinsicht. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie sehr der Flieger, Beobachter nicht minder als Führer, Herr seiner Nerven sein muß, so wird auch die Fürsorge in letzterer Hinsicht verständlich. Ein Fliegerleutnant meinte einmal zu mir: „Wenn ich um Urlaub einkomme, weil ich einen Onkel beerben möchte, so erhalte ich abschlägigen Bescheid. Sage ich aber, meine Nerven seien angegriffen, so schickt man mich mehr, als daß man mich gehen läßt." Oekonomie der Kräfte!

Es ist immer eine kleine Versuchung, über das Hinreißende eines Fliegeraufstieges zu berichten. Wir wollen ihr nicht unterliegen. Es braucht auch nicht besonders betont zu werden, daß der Flieger in vorbildlicher Weise den anderen Waffen in die Hand arbeitet. Ein schöner Teil seiner Arbeit besteht ja in der Betätigung im Bereiche des Fliegerschuppens, in Proben, Ausbesserungen, Zielübungen und, an der deutschen Front zumal, auch in der Belehrung und Aufklärung der Mannschaften anderer Waffen. Die von uns besichtigte Jagdstaffel von X besitzt in ihrer Nähe einen eigenen Kino, wo sie den benachbarten Truppen anhand von Fliegerphotographieren den Wert und die Art guter Fliegerdeckungen auseinandersetzt und sie über die Flugbahn und Sprengwirkung abgeworfener Bomben oder über erfolgreiche Fliegerbeschießung unterrichtet.

Wo aber bleibt die Kavallerie, nachdem ihre besten Funktionen von der Fliegertruppe übernommen wurden? Die letzte Schlacht, die sich Kavalleriemassen lieferten, wurde in der Walachei geschlagen, wo der deutsche General Graf Schmettow die rumänischen Reiterdivisionen auseinandersprengte. Seither wurde nur noch bekannt, daß die Engländer anläßlich der Somme-Offensive von 1916 große Kavalleriekörper für den geplanten Durchbruch bereitstellten. (Nachträglich wurde sonderbarerweise auch von einem englischen Kavallerievorstoß bei Missines anläßlich der Junischlacht in Flandern berichtet.) Mit dem Aufhören des Bewegungskrieges ist die Kavallerie zum großen Schmerze ihrer Angehörigen sozusagen aus Amt und Würden entlassen. Zahlreiche Kavallerieoffiziere, Husaren, Ulanen, Dragoner, sah ich als Frontoffiziere bei der Infanterie Dienst tun. Sie sitzen genau so in den Stollen vergraben, müssen mit Gasmaske und Handgranate ebensogut Bescheid wissen wie der „Erdgeborene". Ist ihnen das Glück besonders günstig, so erhalten sie einen Posten als Adjutant zugewiesen. Im Verwaltungskörper des Heeres und der Heimat fand ich keine Truppengattung so stark vertreten wie die Kavallerie. Wie sich ja auch die Leute von der Marine als Landratten mäuserten. Ich weiß übrigens nicht, ob System darin liegt, daß sich mancher deutsche Kavallerist heute in der Türkei befindet, wo zeitweilig noch ein frischfröhliches Reiten möglich sein soll. Ob er aber im Besatzungsheere, als Reserve, in Infanteriegräben oder im Verwaltungsdienst verwendet wird, immer hofft er darauf, daß auch für ihn die Stunde noch einmal schlagen werde. „Sie sollen sehen, wenn —" und dann entwickelt uns der Kavallerist die ganze Kriegslage, aus der deutlich hervorgeht, daß er noch lange nicht ausgedient hat.

Eine ganz besondere Menschenspezies ist der Kriegsmaler. Soweit er kriegsverwendungsfähig ist, steckt er im Wehrkleide, wie jeder andere auch. Seine besonderen Aufträge führen ihn aber abseits seiner Einheit im ganzen Kriegsgebiet herum. Er ist überall zu Gast, einmal bei der Mannschaft, ein andermal beim Offizierskorps. Zu allermeist hält er sich im vordersten Feuerbereiche auf, was an seine Nerven die größten Anforderungen stellt. Er sitzt still da, während der Feuerhagel rings um ihn niedergeht; er hat sich auch zurückzuhalten, wenn seine Kameraden aus den Gräben springen und sich in das Handgemenge stürzen. In enger Fühlung mit der Heeresleitung, läßt er sich immer dahin schicken, wo ein größeres Ereignis erwartet wird. Zwei, drei Tage grundiert er, malt er Landschaftsausschnitte und Stellungen, um dann bei Beginn des Kampfes in wenigen Minuten die nervenaufpeitschenden Geschehnisse in das Bild zu setzen. Dank einer fabelhaft entwickelten Technik vermag er derart die Photographie in wertvollster Weise zu ergänzen, begehrte Albums zu füllen, Zeitschriften zu illustrieren, für seine späteren großen Gemälde Studien zu machen, die Museen zu bereichern und, wenn er sich der Genauigkeit befleißigt, dem geplanten großen Generalstabswerke vorzuarbeiten.

Auf der Combreshöhe lernte ich den bekannten Künstler Vollbehr als Vertreter dieser Spezies kennen. Er erhielt ehemals in den Tropen als Begleiter des Herzogs Adolf Friedrich von Mecklenburger eine gründliche Vorbildung für seine heutige Tätigkeit. Vom deutschen Kronprinzen protegiert, malte er die großen Offensivkämpfe um Verdun. Seine einzige Sorge ist, daß er fallen könnte, bevor er das wertvolle Studienmaterial gründlich ausgebeutet hat.

Kleine Kriegsepisoden.

Ein entgangener Fang.

Aus einem Feldpostbrief.

Gegen Mitte des Monats wurde mir befohlen, mit meinem Bataillon in einer Stellung abzulösen, die seit Wochen unter dem englischen Trommelfeuer gelegen hatte und in der, wie mir gesagt wurde, von einem eigentlichen Schützengraben überhaupt nicht mehr die Rede sein konnte. Am 16. hatten zwei meiner Kompagnien die vordere Linie bezogen. Sofort aber lief die Meldung ein, daß so die Sache nicht bleiben könne, ein Ausbau sei unbedingt erforderlich, die Drahthindernisse seien fast überall vernichtet, Unterstände kaum vorhanden, kurz, es wurde mir klar, daß schleunigst etwas geschehen müsse. So entschloß ich mich gleich am nächsten Morgen die vorderste Linie abzugehen und mit den Offizieren den neuen Ausbau zu besprechen, vor allem auch die Linie des neu erstehenden Grabens abzustecken.

Am 17., um 6 Uhr früh, machte ich mich mit zwei Musketieren auf den Weg nach vorn, um mir die Stellung anzusehen. Wir kamen glücklich bis zum Unterstand und gingen von hier aus — jetzt zu fünf — nach vorn. Das Gelände nach vorwärts war flach wie ein Tisch, aber mit Tausenden von Granattrichtern und unzähligen Minensprengungen besät. In den etwa 120 Metern Luftlinie brauchten wir fast dreiviertel Stunden. Die Stellung, oder besser gesagt, die als solche dienende Reihe einzelner nicht zusammenhängender Granattrichter bestehi aus zwei gestaffelten Teilen, die unter einander nur durch Patrouillengang gesichert sind. Es ist nicht einmal ein Drahthindernis zwischen diesen beiden Teilen, ebenso wie vor der ganzen Front des Bataillons kaum noch Drahthindernisse vorhanden sind.

Wir arbeiteten uns so gut es ging vor und kamen an den linken Flügel des rechten Zuges. Da ich gerade den Teil der Stellung besichtigen sollte, der nur durch Patrouillen gesichert wird, um mir vor allem hier über den weiteren Ausbau klar zu werden, gingen wir von dort aus weiter in der Richtung auf den rechten Flügel des linken Zuges. Die beiden Züge liegen etwa 200 Meter voneinander getrennt. Zuerst ging es sehr gut vorwärts; da hatten wir rechter Hand immer noch das Drahthindernis. Als das aber aufhörte, wurde die Sache schwierig. Zu sehen war noch nicht viel, wenn es auch schon etwa gegen halb acht Uhr war. Der Himmel war sehr bedeckt und es schneite ab und zu. In einer Stunde konnte es ganz hell sein und bis dahin mußte ich wieder zurück sein. Wo wir uns in diesem Augenblicke genau befanden, konnte niemand mit Sicherheit sagen, denn durch das ewige Im-Kreise-Laufen um die Granatlöcher war an ein Geradeausgehen nicht zu denken. Wir versuchten, uns durch Umschau zu orientieren und entdeckten schließlich ein Drahthindernis, auf das wir nun zugingen. Es lag etwa zwanzig Schritt vor uns und war stark zerschossen, so daß wir leicht durchkommen konnten. Bei all der Kletterei hatten wir uns tausendmal bald rechts, bald links gewendet und die Ansichten, ob wir bei weiterem Vorgehen uns hierhin oder dorthin halten sollten, widersprachen sich. Dicht vor uns, auf einer kleinen Anhöhe, in etwa vier bis fünf Schritt Entfernung, erkannte man jetzt ganz deutlich einen Schützengraben. Hauptmann X., der vor mir ging, steuerte senkrecht auf den Graben zu. Mir kam die Sache aber plötzlich sehr zweifelhaft vor, denn ich sah dauernd links rückwärts Leuchtraketen aufsteigen. Ich sagte deshalb: „Hauptmann X., halten Sie mal, ich glaube, wir sind zwischen den beiden Linien. Welches aber die englische und welches die deutsche Linie ist, weiß ich nicht. Wir wollen doch mal nach dem Kompaß sehen." Wir bleiben also stehen, holen den Kompaß hervor und stellen fest, daß der Graben dicht vor uns die Front nach Osten hat, es war also wohl der englische. Im selben Augenblick fallen auch schon von dort her einige Schüsse. Zu unserem Heil geht alles fehl und wir können blitzschnell in einem großen Minentrichter verschwinden. Da waren wir ja nun zunächst vor den Infanterieschüssen geborgen. Wir hatten aber noch immer keine Gewißheit, welches der englische und welches der deutsche Graben war, nur das eine war sicher: wir waren zwischen den beiden Linien und sobald wir uns zeigten, erhielten wir Feuer! Es war inzwischen acht Uhr geworden und schon so hell, daß man auf hundert Schritt einen Menschen sehen konnte, aber es war noch immer etwas nebelig. Also erst noch einmal den Kompaß raus! Die Wahrscheinlichkeit, daß der Graben dicht vor uns englisch ist, wird fast zur Gewißheit! Zweifel bleiben aber doch möglich, da die Gräben hier so kreuz und quer laufen. Durch den eigentümlichen Knall der Gewehre — sie knallten etwa wie Jagdflinten — wurde ich zwar in der Ansicht bestärkt, Engländer vor mir zu haben, wurde aber andererseits wieder stutzig, da uns aus dem anderen Graben hinter uns immer ein Zeichen: „st! st!" entgegen tönte. Warum riefen uns die Leute nicht ein deutsches Wort zu? Die Schützen im Graben vor uns mußten natürlich auch im Zweifel sein, ob wir Deutsche oder Engländer waren, denn wir hatten Mützen auf, wie die Engländer!

In dem Minentrichter konnten und wollten wir doch nicht den ganzen Tag über bleiben. Die Engländer hätten uns dann sicher bald erkannt und mit Handgranaten eingedeckt. Heraus mußten wir also, mindestens in einen anderen Trichter. Am liebsten aber wollten wir wieder nach Hause! So entschlossen wir uns, einzeln zu dem in östlicher Richtung liegenden Graben zu kriechen. Die Entfernung betrug vielleicht 30 bis 40 Meter. Einer sollte vorkriechen und wenn er die Gewißheit hatte, sich Deutschen gegenüberzufinden, dann sollte er uns ein Zeichen geben. Inzwischen war es ganz hell geworden, was das Unternehmen nicht gerade erleichterte. Leutnant G. machte sich zuerst auf den Weg. Er legt sich ganz am Rande unseres Trichters auf die Erde und kullert sich, durch Drehung um seine Längsachse, in den nächsten Granattrichter und so geht es weiter von Loch zu Loch. Jedesmal, wenn er sich über einen Trichterrand wälzt, fallen einige Schüsse. Aber die Schüsse kommen immer zu spät, denn bis Tommy sein Gewehr anschlägt, zielt und abzieht, ist G. wieder im nächsten Granatloch verschwunden und das hochaufspritzende schlammige Wasser zeigt, wo er jetzt badet. Gut, daß kein Maschinengewehr bereit stand, denn dann wären wir nicht herausgekommen.

G. gelangte jedenfalls wohlbehalten bis dicht vor den jenseitigen Graben, daß er ihn mit Sicherheit als deutsch erkannte. Nun lag er aber vor unserem Drahthindernis! Und während dies sonst überall zerschossen war, war es hier natürlich ganz intakt. Ein Durchkommen war an dieser Stelle ganz unmöglich, er hätte dem feindlichen Feuer zum Opfer fallen müssen. Indes konnte er sich nun mit unseren Posten verständigen und diese wiesen ihm 5 Meter weiter ein Loch, wo man durch das Hindernis durchkonnte. Inzwischen hatte ich mich auch schon auf den Weg gemacht und beobachtet, wo G. in unseren Graben gekommen war, und steuerte nun darauf zu. Jeder von uns wählte natürlich einen anderen Weg, damit uns nicht ein Schütze so sicher aufs Korn nehmen konnte. Gegen neun Uhr vormittag waren wir alle glücklich wieder im deutschen Graben. Bis auf die Haut durchnäßt, lehmfarben angestrichen, aber alle fünf völlig unversehrt. Damit waren wir aber noch lange nicht zu Hause. Ein Verkehr nach rückwärts ist bei Tage nämlich nicht möglich. Aber auch diesmal hatten wir Glück! Durch einen Minenstollen konnten wir in unsere Minengalerie gelangen und durch diese trochen wir etwa 300 Meter weit nach links und kommen damit in den Raum des Nachbarbataillons, von wo aus ein Weg nach rückwärts führt. So kam ich also um elf Uhr vormittags, allerdings bis auf die Haut durchnäßt und mit zerrissenen Hosen, wieder zu Hause an.

Wenn von meinen Leuten jetzt aber eines Tages einige fehlen sollten, ehe der Graben wieder durchlaufend ausgebaut ist, so wundere ich mich gar nicht. Hätte der gute Kanadier nicht so unüberlegt früh auf uns geschossen, so wären wir sicher seelenvergnügt in den feindlichen Graben hineingesprungen. Hinterher haben wir noch viel über unser kleines Abenteuer und das Wellenbad gelacht. Ich habe aber doch mit großem Wohlbehagen mich am Nachmittag ein Stündchen auf mein Bett gelegt und mir dabei ausgemalt, wie der Tag beinahe hätte verlaufen können. Wie leicht konnte ich jetzt schon auf der Fahrt nach England sein!

F. v. B.

* * *

Möller Onbaschi.

Von Edgar Stern.

Auf der beschwerlichen Reise nach der abseitigsten der Fronten machten wir in einer Großstadt Syriens eine Zeitlang Halt, um Ausrüstungen zu ergänzen, Proviant einzunehmen, Pferde zu kaufen und zuzureiten usw. Für die europäische Kolonie dieser Stadt, die vom Krieg noch wenig gesehen und gehört hatte, war das willkommene Abwechslung, und bald stellte sich ein herzliches Einvernehmen und ein reger geselliger Verkehr zwischen ihr und den deutschen Offizieren und Kriegsfreiwilligen her. Der österreichische Konsul, ein kluger und eigenartiger Kopf, zählte zu unsern besondern Freunden. Eines schönen Tages kam er zu uns mit der Anfrage, ob wir nicht einen jungen Landsmann von ihm, der eben angekommen war, als Freiwilligen einstellen möchten. Die Umstände, unter denen der Bewerber schließlich hier gelandet war, um mit Hilfe seines Konsuls nach der Heimat zu reisen und sich dort als Freiwilliger zu stellen, waren so abenteuerlich und sprachen so beredt für den Jüngling, daß wir nach Erledigung der nötigen Formalitäten mit der Heimatbehörde ihn gern in unser Fähnlein aufnahmen.

Möller, so wollen wir den Jüngling nennen, war ein oder zwei Jahre zuvor als ganz junger Bursch nach Kairo gekommen, wahrscheinlich von jugendlicher Wanderlust und dem Drang nach Abenteuern, den wir alle in diesem Alter gekannt haben, getrieben, und vermutlich gegen den Willen seiner Eltern, einer biedern, kleinen Beamtenfamilie in Wien. In Aegypten hatte er nacheinander, in verschiedenen der großen Hotels in Kairo, Helwan, Assuan usw. Anstellung gefunden und sich anscheinend redlich durchgeschlagen. Wenigstens gab sein Aeußeres, ein Flachskopf mit frischen Wangen und treuherzigen Blauaugen, durchaus die Ueberzeugung, daß er sich von den Lastern und Versuchungen der kosmopolitischen Orientgroßstädte ferngehalten hatte. Kurz nach Kriegsausbruch hatte er seine Stellung verloren und war zunächst von den Engländern interniert worden, da er inzwischen das landsturmpflichtige Alter von 18 Jahren erreicht hatte. Es gelang ihm aber, zu entwischen, und er faßte den mehr kühnen als wohlüberlegten Plan, über den Suezkanal und durch die Halbinsel Sinai nach der Türkei zu wandern und sich von hier als Kriegsfreiwilliger nach Haus schicken zu lassen. Seine Flucht war nicht unbemerkt geblieben, und ehe er nach Port Said kam, faßt er zum zweiten Male, diesmal freilich hinter Schloß und Riegel, in englischem Gewahrsam. Sein harmloser Eindruck und eine gewisse geistige Beschränktheit, die er mit dessen Hilfe vorzutäuschen wußte, verschaffte ihm indes bald eine gewisse Bewegungsfreiheit, die er schleunigst dazu benutzte, um zum zweiten Male auszubrechen und seine Flucht in der geplanten Richtung fortzusetzen. Er kam denn auch glücklich bis über den Kanal, ehe er zum dritten Male von der englisch-ägyptischen Gendarmerie abgefaßt und, nunmehr mit der Aussicht auf Bestrafung, gefangen gesetzt wurde. Seine bisherigen Erfahrungen hielten ihn jedoch auch bei dieser neuen Prüfung aufrecht, und die schon erworbene Praxis im Ausbrechen gestattete es ihm nach wenigen Wochen, zum drittenmal den richtigen Augenblick zu einem Fluchtversuch wahrzunehmen. Diesmal gings nicht so harmlos ab. Er wurde von einem größern Aufgebot feindlicher Truppen verfolgt, gegen Abend eingeholt und, auf große Entfernung freilich, beschossen. Die eintretende Dunkelheit erlaubte ihm jedoch, sich zwischen Steinen zu verbergen und seine Verfolger von der Spur abzulenken. Ohne Wasser und Mundvorrat hielt er so zwei Tage lang aus, bis der Weg frei zu sein schien, und setzte dann aufs Geratewohl seinen Weg in östlicher Richtung quer durch die Wüste der Sinai Halbinsel fort. Vorüberziehende Beduinen, denen die mangelnde Ausrüstung des armen Burschen nichts Verlockendes bot, halfen ihm um Allahs willen mit Datteln und Wasser und wiesen ihm die unsichern und schwer auffindbaren Wüstenpfade und Wasserstätten. Ohne einen Pfennig Geld in der Tasche, ohne Waffe, Kompaß, Zelt, Reittier oder irgendwelche der primitivste Bequemlichkeiten,